



Witwensommer

Text:
Cornelia Heynen-Igler

Illustrationen:
Helga Zumstein



Phantomschmerz I

Die Kinder sitzen im Kreis auf zerbrechlichen Stühlen und das, sagt eine Frau neben mir, das ist das Kind, dessen Mutter wegen dieses Deutschlehrers den Verstand verloren hat. Ich heisse Iris, fährt die Frau fort, die nach unverdaulichem Bärlauch riecht, Iris Lüthi, die Mutter des blonden Buben da, und wie heisst du? Bärlauch passt nicht zu einem ersten Kindergartenitag, antworte ich streng, aber vielleicht denke ich es auch nur; ich bin kein unhöflicher Mensch, dazu wird man hinter schmiedeeisernen Gartenzäunen nicht erzogen. Was für ein Elend, murmelt Iris und deutet mit ihrem Kinn auf den Kreis der sitzenden Kinder; wie soll man dem armen Ding eines Tages nur begreiflich machen, dass seine Mutter wegen dieses Mannes Amok gelaufen ist? Kuhnert heisst er, würde ich gern dazwischenwerfen; Kuhnert nennen ihnen seine Schüler und das Kollegium und all die Frauen, denen er sogar im Bett noch seinen Vornamen vorenthält. Welches von den Kindern ist denn jetzt deins, fragt Iris und fährt ihren Hals in Richtung des Kreises aus wie einen schrumpeligen Schlauch, der sich beliebig lang dehnen lässt. Mein Kind, erwidere ich, mein Kind ist dasjenige, das man nicht sieht. Iris beugt ihren mageren Oberkörper vor und dreht ihren Hals in alle Richtungen, bis er sich auszukugeln droht; sie strengt sich sichtlich an, um im Kreis das Kind zu finden, das zu mir passt. Mein Kind ist nicht hübsch, müsste ich ihr jetzt auf die Sprünge helfen; seine Haare sind schlammfarben, so wie die meinen, nur die Augen, die Augen hat es von seinem Vater; sie sind so schwarz und schmal, dass man kaum in sie hineinschauen kann. Iris wendet sich mir zögerlich zu; schwer zu sagen, seufzt sie, im Kreis sitzen siebzehn Kinder, und wenn man mein Kind und das Kind der Amokläuferin wegzählt, bleibt immer noch eine ansehnliche Schar. Ach, es ist doch ganz einfach, möchte ich ihr zurufen, mein Kind ist dasjenige, das so aussieht, als hätte es alles schon einmal erlebt, als müsste es alles noch einmal über sich ergehen lassen, und dabei ist es doch gerade erst fünf geworden! Ich geb's auf, seufzt Iris, in dem Alter sind sie doch alle irgendwie niedlich, wie soll ich erraten, welches von den Kindern deins ist, wo ich doch nicht einmal seinen Vater kenne. Oh, er würde dir gefallen, frohlocke ich innerlich, Gian ist gross und dunkel, ein athletischer Typ, nur an sein Gesicht kann ich mich kaum erinnern, dafür an seine Hände umso mehr. Sie sehen aus, als hätte er sie in der Not nur schnell von einem anderen geliehen; von einem, der viel kleiner und rundlicher ist als er. Genauso habe ich mir die Hände von Kaiser Nero immer vorgestellt, so weich und verzärtelt, und vielleicht macht Gians neue Frau ja auch immer die Augen zu, wenn er sie mit seinen Nero-Händen berührt. Es ist, als ob einen ein Zwitterwesen streicheln würde, und so befremdlich der Anblick dieser Hände auf der eigenen Haut auch ist, so wunderbar sind die Empfindungen, die sie auszulösen vermögen Sie hat sich den Fuss weggeschossen, entfährt es Iris unvermittelt, die Frau, die auf den Deutschlehrer losgegangen ist. Kuhnert heisst er, unterbreche ich sie ungehalten, als hätte ich ihr das schon tausendmal gesagt; und Kuhnert hiess er schon damals, als er an der Kantonsschule noch mein Deutschlehrer war. Ach, presst Iris überrascht hervor, während ich aufstehe und langsam zur Tür gehe; wie seltsam, denke ich, dass mich der Schmerz immer noch quält, obwohl der Fuss doch längst schon durch eine Prothese ersetzt worden ist.



Von der Schwere der Welt

«Haus aus Zuckerguss» nannten die Dorfbewohner die Villa, die mein Vater nach den architektonischen Visionen meiner Mutter hinter einem schmiedeeisernen Gartenzaun nah der Kirche hatte errichten lassen. Ursprünglich hatte es sich dabei um ein schlichtes, einstöckiges Gebäude in U-Form gehandelt, dem man im Nachhinein allerlei Treppchen und Türmchen im mallorquinischen Stil anfügt hatte, sodass das Ganze tatsächlich an ein Haus wie aus einem Märchen gemahnte – aus einem bitterbösen, wie mir schien. Denn mit dem Bau des Hauses, das auf Wunsch meiner Mutter in zartem Rosa gestrichen worden war, hatte der Zerfall unserer dreiköpfigen Familie erst begonnen; es war, als ob der äussere Kitsch die innere Fäulnis übertünchen sollte, so, wie in der Barockzeit parfümierter Puder vom Gestank der ungewaschenen Körper ablenken sollte. Als «einzige Tochter des Hauses», wie man so schön sagt, war mir von meinen Eltern eingetrichtert worden, gegen aussen den Schein zu wahren; wenigstens darin waren sie sich für einmal einig. Schein, wunderte ich mich, welcher Schein? Das ganze Dorf wusste, dass meine Mutter in ihrer Festung aus rosa Zuckerguss das Bett tagelang nicht verliess, um sich mit Unmengen von Naschwerk über die Schwäche meines Vaters für thailändische Frauen hinwegzutrusten. Für mich sahen die Gespielinnen meines Vaters alle gleich aus, alle hatten sie das gleiche spöttische Lächeln in den Augen und waren zwei Köpfe kleiner als er; bis heute kann ich die eine nicht von der anderen unterscheiden, wo er doch unter dem Einfluss ihres Charmes schon lange in Pattaya lebt, weil's dort billiger ist, wie er sagt. Damals allerdings, als ich mit meinen Eltern noch in dem Haus aus Zuckerguss wohnte und in der Stadt auf die Kantonsschule ging, schmiss mein Vater mit dem Geld nur so um sich, wohl, weil es das Einzige war, womit er meine Mutter zu besänftigen vermochte. Obwohl mich meine Mutter lieber in der Modebranche als in der Mittelschule gesehen hätte – was bei ihrem zwanghaften Drang zur Verschönerung nicht weiter verwunderlich war –, war ich keine schlechte Schülerin; ich nutzte die Pausen und Zwischenstunden zum Lernen, denn ich war keins dieser Mädchen, das man in der Raucherecke oder auf der Parkwiese mit dabeihaben wollte. Das musste auch Kuhnert bemerkt haben und zwar noch im selben Moment, als er uns in seiner ersten Deutschstunde mit seinen schläfrigen grauen Augen der Reihe nach ansah. Wobei, «ansehen» trifft es wohl kaum; gleichmütig glitt sein Blick unter den halb geschlossenen Lidern über unsere Haarschöpfe, bis er sich an den gewaltigen Brüsten von Inga festharkte, die diese wie stets ermattet vor sich auf ihrem Pult gelagert hatte. Gerade so, als gehörten die Dinger nicht zu ihr, als hätte sie allzu schwer daran zu tragen, genauso schwer wie am Rest der Welt. -

Wir anderen aber wogen – nichts. Nicht in Kuhnerts Augen, und kam es nicht allein darauf an? Ich war nicht die Einzige, die in den nachfolgenden Jahren verzweifelt um die Gunst dieses knapp mittelgrossen Mannes mit dem verstörenden Schlafzimmerblick warb; ich begann mich zu schminken für ihn, vergeblich; ich versuchte in seinen Stunden geistreich zu sein, umsonst; ich schrieb Aufsätze und Gedichte und Berichte für ihn mit dem Ergebnis, dass er mir riet, doch künftig die Finger von der deutschen Sprache zu lassen. Dafür hätte ich ihn umbringen können, auch dafür, und viele Jahre später habe ich es ja dann fast auch getan.